Deutsche Frau.

Von Kurt v. Rohrscheidt.

Er kam in dein Leben wie Maienglanz,
Und Leib und Seele gabst du ihm ganz.

Er hat dich mit treuer Liebe umhüllt,
Und deine Tage mit Sonne gefüllt.

Er war dein Glück, er war deine Welt,
Er war dein Herr und er war dein Held.

Und da er auf fränkischem Felde sank,
Die Kunde dich auf die Kniee zwang.

Du hast nicht geschrieen in deiner Not,
Du hast gebetet zum Herren Gott.

In beide Hände nahmst du dein Herz
Und rangst mit dem Leid und dem quellenden Schmerz.

Und sprachst: „Mein Beten soll Danken sein!
Ich danke dir, Gott, denn er war mein!

Ich danke dir, Gott, denn ich war sein!
Davon will ich leben das Leben mein!

Und als du erhobst dein Angesicht,
Auf deiner Stirne stand Trost und Licht.

Es wichen die Schatten des Leides zurück,
Und in deinem Auge war Stolz und Glück.

Als säh'st du noch einmal in schönes Land,
Dann hast du schnell dich abgewandt.

Und hast deine Hand wie zum Schwur bewegt
Auf deiner Knaben Scheitel gelegt.

Dich schreckt nicht kommender Tage Grau,—
Gott segne dich, segne dich, deutsche Frau!

August Meyer.

Eine lustige Militärgeschichte von Major Kraft.

Es war ihm ergangen, dem August Meyer, wie es im deutschen Lande Vielen ergeht. Sie hatten ihn zum Soldaten genommen, und so war er ein Musketier geworden. Da es nun aber bei der Kompagnie, zu der Meyer kam, noch einen anderen Musketier mit dem Namen Meyer gab, so hatte man ihn Meyer II benannt. In alle seine Kleidungsstücke hatte er einen Zettel nähen müssen, auf dem gedruckt stand: Meyer II.

Aber das Soldatenleben war ihm schlecht bekommen. Er war krank geworden, und eines Tages sagte man ihm im Lazarett, er sei dienstunfähig und müsse entlassen werden. Seine Brustkrankheit habe er sich jedenfalls während des kalten Winters im Dienst geholt und demnach habe er Anspruch auf Invalidenversorgung. August Meyer verstand nicht recht, wie das zusammenhing. Er war von Hause aus nur ein einfacher Ackerknecht und mehr körperlich als geistig für den schweren Beruf eines Erdenbürgers begabt, aber so viel begriff er doch, daß er nach Hause sollte und daß er noch obendrein Geld bekommen würde.

Es ging auch alles seinen hergebrachten Gang. Die Kompagnie, d. h. der Feldwebel fertigte eine Rentenliste an, der Arzt schrieb ein Gutachten, Attest genannt, und das Bataillon schrieb auch noch etwas dazu. Dann schickte man das Ganze ans Regiment. Es war damit die Aussicht vorhanden, daß in etwa vier Wochen eine Verfügung des General-Kommandos eintreffen würde, Meyer II sei X% erwerbsunfähig und demgemäß zur Erhebung einer Rente von monatlich 3.75 Mark berechtigt.

Es kam jedoch anders. Schon nach zwei Tagen war die Rentenliste wieder beim Bataillon. Das Regiment sprach diesem sein Mißfallen darüber aus, daß in der Liste zahlreiche Unstimmigkeiten sich befänden, die unbedingt vermieden werden müssen. Die Kompagnie habe Meyer mit y geschrieben, der Arzt mit i und das Bataillon habe seinerseits mehrmals versäumt, dem Meyer die ihm gebührende II hinzuzufügen.

In den nächsten acht Tagen gab es einen lebhaften Schriftwechsel zwischen Bataillon, Bataillonsarzt und Kompagnie. Niemand wollte Unrecht haben. Die Kompagnie behauptete, Meyer sei laut Einstellungsliste mit dem y vom Bezirks-Kommando überwiesen und demgemäß auch mit y in die Stammrolle übertragen worden. Somit könne ihn die Kompagnie unmöglich anders schreiben als mit y. Der Arzt erklärt, er habe im Lazarett Meyer ausdrücklich befragt, wie er sich schreibe. Dieser habe gesagt mit i; er müsse es doch schließlich am besten wissen.

Zur Beseitigung des so entstandenen wesentlichen Widerspruchs waren umfangreiche Nachfragen, Recherchen genannt, bei den Heimatbehörden erforderlich. Es entstand da ein mehrmaliges Hin- und Herschreiben zwischen Landratsamt, Ortsvorstand und Pfarrer des Heimatdorfes. Zutage kam Folgendes: Meyer sei in das Standesregister mit y eingetragen, obwohl sein Vater sich mit i schrieb, und obwohl er, Meyer Sohn, in der christlichen Taufe den Namen August Meier mit dem i empfangen habe. Demgemäß sei Meyer mit dem y die amtlich richtige Schreibweise.

Die Feststellungen hatten einen Monat in Anspruch genommen. Die Rentenliste für Meyer mit dem Ypsilon mußte neu angefertigt werden. Meyers Hauptmann hatte schon früher einmal bei ähnlichem Anlaß eine schriftliche Deutlichkeit zu hören bekommen, sich in solchen Dingen vor allem an den Wortlaut der Bestimmungen zu halten, ohne sich viel um deren Sinn zu kümmern. So hatte er denn auch jetzt, Unheil witternd, die Pensionierungsvorschriften aufs genaueste studiert und herausgefunden, daß es gar nicht nötig sei Meyer II zu schreiben. Es genüge vielmehr, um Meyer zu kennzeichnen, der Vorname August, besonders wenn noch Geburtsort und Geburtsdatum hinzugefügt würden. Er schrieb also bloß: August Meyer, Rufname unterstrichen. Am nächsten Tage schon war die Rentenliste vom Bataillon zurück mit dem Befehl, es sei Meyer II zu schreiben. Der Hauptmann aber war ein widerhaariger Mann. Er verfaßte ein Schriftstück, zwei Bogenspalten lang, und wies nach, daß es ganz in seinem Belieben stehe, wie er den einen Meyer von dem anderen unterscheide. Statt Meyer II könne er ebenso wie das bei Offizieren geschähe auch Meyer (August) sagen. Für die Zivilbehörden, die die Renten zahlten, gäbe es keine Meyers I und II, für sie sei August Meyer bloß Meyer und weiter nichts. Man habe ihn so oft auf genaue Beachtung der Bestimmungen hingewiesen. Diese erwähnten nichts von Meyer I und II. So müsse er es ablehnen, Meyer II zu schreiben und bitte um Herbeiführung höherer Entscheidung .... Also schritt man zur Herbeiführung der Herbeiführung der höheren Entscheidung.

Als das geschah, waren im ganzen sechs Wochen seit der Aufstellung der ersten Rentenliste vergangen. Meyer (August), genannt Meyer II, war inzwischen aus dem Lazarett entlassen worden. Bei der Kompagnie wurde er, wie das Vorschrift, von jedem Dienst sorgfältig ferngehalten, was ihm recht gut gefiel. Er glaubte sogar, auf diese Weise die Strapazen des Militärlebens bis zum Ablauf seiner gesetzmäßigen Dienstzeit ertragen zu können. Die herbeizuführende Entscheidung aber ließ auf sich warten. Die höheren Dienststellen, Instanzen genannt, hatten gefunden, daß der Hauptmann mit seinen Ausführungen eigentlich gar nicht so unrecht habe. So gelangte das Aktenstück, allmählich wachsend, aufwärts bis zum Generalkommando und geriet dort in die Hände eines sehr gewandten Schreibers. Eine Woche später war es wieder beim Truppenteil mit der Anfrage, wie denn eigentlich, im Gegensatz zu Meyer (August), der andere bei der gleichen Kompagnie dienende Meyer mit Vornamen hieße. Zwei Tage darauf hatte die Kompagnie laut Parolebefehl entsprechend zu melden. Der Feldwebel schlug in Gegenwart des Hauptmanns die Truppenstammrolle auf und hielt sie erbleichend seinem Vorgesetzten hin: Meyer I hieß auch August mit Vornamen. Es half nichts. Die betrübende Tatsache mußte gemeldet werden.

Das Erwartete geschah. Schon nach acht Tagen war ein Schockschwerenotschreiben beim Regiment, es seien nunmehr unverzüglich die Rentenpapiere über Musketier Meyer II und mit Ypsilon vorzulegen. Als der Arzt sein Gutachten umschrieb, kam ihm zum Bewußtsein, daß jetzt seit der ersten Niederschrift beinahe zwei Monate vergangen seien. Eine nochmalige gründliche Untersuchung sei doch wohl geboten. So ließ er Meyer II und mit Ypsilon holen. Er beklopfte und behorchte ihn mit wachsendem Erstaunen. Meyer war gar nicht mehr dienstunbrauchbar. Seine kräftige Natur hatte unter Mitwirkung von Nichtstun und Mannschaftsküche ein Wunder getan. Meyer war völlig gesund. So griff er denn wieder zur Muskete und wurde nachher noch ein sehr brauchbarer Soldat. Er schrieb sich seitdem auch im bürgerlichen Leben mit Ypsilon.

Gesühnt.

Geschichte eines Wiedersehens von Auguste Groner.

Ein drückend heißer Föhn weht über die gelbgrauen Berghäupter her. Die Kiefern schütteln leise die Flechtenbärte, die von ihnen niederhängen, und mit müde blinzelnden Augen schauen die Vögel furchtsam aus ihren Verstecken hervor.

Kein Käfer schwirrt, keine Mücke tanzt, selbst die Eidechsen liegen regungslos auf dem ausgedörrten Moosboden.

Gelbliches Licht flimmert zwischen den holden, kahlen Stämmen, und wo einer die Rinde verloren hat, da sickert es am hellen Holze nieder.

Nichts rührt und regt sich im Hochwalde, die Höhen und die Schluchten schweigen.

Jetzt aber werden Schritte laut.

An einer Wegbiegung tauchen zwei Gestalten auf.

Die ernste Frau ist's, die seit einigen Tagen in Pians weilt, und neben ihr geht ein elegant aussehender Herr.

Er ist vor Stunden erst in Pians eingetroffen, nun steigen sie ins Topadil hinauf. Sie mochten wohl gemeint haben, daß es in den Höhen weniger heiß sei und weniger beengend.

„Beengt" ja, so sehen die beiden aus, der Herr noch mehr als die Dame, trotzdem er ein Lächeln auf seinen Lippen festzuhalten sucht und mit leichten Schritten an ihrer Seite bleibt, die mit festgeschlossenen Lippen und finsterem Blick ihren Weg nimmt.

Lange Zeit hört man nichts als die Schritte der beiden und das Aufsetzen ihrer kräftigen Schirme.

Die Dame hält ihren Hut in der Hand, zuweilen bleibt sie stehen und atmet tief, es klingt wie ein Seufzen, aber sie lächelt ja dazu, freilich ist dieses Lächeln gar herb.

Ein neuer Gluthauch weht über die Alpen, er verwehrt fast das Atmen. Die Dame bleibt stehen und drückt das Taschentuch gegen Mund und Stirne.

„Dir ist nicht wohl. Warum bestandest Du auch darauf, hierher zu kommen?" Er sagte es ängstlich besorgt, er weiß ja, daß sie nicht gesund ist.

Sie schaut ihn mit einem Blick an, der ihm in der Seele brennt, dann sagt sie: „Nach dem, was Du mir heute gestanden, konnte ich nicht mit Dir unter Menschen bleiben." Darauf geht sie weiter.

Der Weg steigt nun jäh an, die Häuser des uralten Oertchens, das eben vorher aufgetaucht ist, verlieren sich wieder hinter Wald und Felsen. Links aber, links von den beiden, geht's in die Tiefe.

„Wirst Du diesen Weg auch gehen können?" fragt wieder der Herr und sieht — wir wissen nicht, ob für sich oder für die Dame — ängstlich in den Abgrund hinunter.

„Im schlimmsten Falle führt er aus dieser Welt!" Das ist die Antwort, welche ihm wird. Er nagt an seinen Lippen, er weiß ja, sie hält ihn für feig — und er wird bleich — er hat noch nicht vergessen, was sie ihm unten in Pians gesagt.

„Du bist also ein Dieb; ein Dieb im großen Stile freilich, man nennt Euch Defraudanten — ich wundere mich nicht sehr darüber, wer, wie Du, eine Frauenexistenz lächelnd vernichten kann, wer, wie Du, träg und genußsüchtig ist — der kann schließlich auch so weit kommen. Ueber zweierlei aber wundere ich mich, daß Du bei mir Rat suchst und mich auch fernerhin noch in Dein Geschick verweben willst und — darüber, daß Du noch lebst."

Das hat ihm die Frau gesagt, welche sicher und ruhig am Abgrunde hingeht.

An diesem Abgrunde, ja, an dem der Liebe, ist sie gestrauchelt. Aber sie war selbst da noch nicht niedrig geworden, das Große, Strenge, Herbe, das von jeher der Motor ihres ganzen Handelns gewesen, das hatte sie selbst in der Trunkenheit der Liebe nicht ganz verlassen. Er aber, der geckenhaft elegante Mensch, der schaudernd hinter ihr drein geht, er hatte nur einen Fuselrausch gehabt. Es machte ja gerade den Unterschied zwischen beiden aus, daß sich in ihr alles vornehm, in ihm alles gewöhnlich, um nicht zu sagen niedrig, gestaltete. Dennoch waren sie zusammen gekommen. Die Liebe nivelliert vieles. Auch zu täuschen versteht sie—denn in ihrem rosigen Lichte sieht alles gar wundersam und reizvoll aus. Nur war es nicht die rechte Liebe, welche diese beiden zusammengeführt hatte; aus der echten Liebe erwacht man nie. Die Frau aber, die war recht schmerzlich erwacht. Sie fand schließlich nicht mal einen Milderungsgrund für ihre Schuld, denn der, um dessentwillen sie dieselbe begangen, der war ein Dutzendmensch, der wußte nichts von Zartheit, von Dankgefühlen, von Treue. Kalt gingen sie endlich auseinander. Die Frau war eine andere geworden. Neben ihr ging von nun an nur ein Schatten her. Sie hatte manches für ihren Geliebten getan, was sie nicht verantworten konnte, ihr Gatte erfuhr davon—stolz und rauh, wie er auch war—trennte er sich von ihr. Wortlos ging sie. Sie wußte ja, daß er ganz und gar im Rechte war. Krank, verbittert, lebte sie am liebsten allein, ungefragt und unbeachtet. Den, der sie mit seinen Blicken, mit seiner Leidenschaft betört hatte, den sah sie nicht wieder — bis an dem Tag, an welchem wir sie oben in den Bergen finden. Da war er gekommen, verlegen, unsicher, — da er doch vernichtet hätte sein sollen, und da hatte er ihr gestanden, daß er zum Verbrecher geworden war, und daß er, auf der Flucht begriffen, sie frage, ob sie sein Geschick in fernen Landen mit ihm teilen wolle.

Was sie ihm geantwortet, das wissen wir.

Jetzt stehen sie am Ende des Wegs; eine Gemse kann hier vielleicht noch weiter, ein Menschenfuß nicht. Gedankenvoll, bleicher werdend, steht die Frau still — plötzlich lacht sie schneidend und laut.

„Woran denkst Du?" sagt ihr Begleiter mit unsicherer Stimme.

Sie schaut ihn verächtlich und mitleidig an.

„An etwas, daran zu denken Du niemals den Mut haben wirst."

Er schaudert, denn sie blickt jetzt mit fast sehnsüchtigen Blicken in die Tiefe.

Unwillkürlich weicht er zurück.

Da wendet sie sich zu ihm, die Farben in ihrem Gesichte wechseln beängstigend schnell, indessen sie, ihren Gedankengang laut beendend, sagt:

„Dann stelle Dich wenigstens freiwillig dem Gerichte, mache gut, was noch gut zu machen ist, sühne, damit Deine Seele wieder rein werde, damit ich Dich wieder achten kann. Robert!" rief sie flehend. „Robert, dann verlange mein zerstörtes Leben, es wird Dein sein. Trösten, vergeben, das kann ich noch — mit Dir in sündigem Reichtum leben — niemals!"

Wenn ein gutes Weib liebt, dann ist immer ein Teil dieser Liebe wenigstens unvergänglich; dieser unvergängliche Teil zeigte sich jetzt dem Unseligen, der weder den Mut zur Sühne, noch den Mut zum Sterben fand.

„Laß uns gehen, Du bist erregt!" Das war es, was er ihr antwortete, und wieder lachte sie gellend auf.

Am selben Abend noch fuhr er allein weiter, nicht um zu sühnen, nein, er fuhr der Grenze zu. Die Frau aber stand am kleinen Fenster ihres Stübchens und schaute mit starrem Blick in die brausenden Wasser des Flusses nieder.

„Also wirklich ein Feigling," dachte sie dabei, „jetzt erst habe ich das Letzte verloren."

— — — — — — — — — —

Viele Tage war sie krank gewesen. Der Herbst hielt bereits seinen Einzug, als sie vor ihrer Abreise die gewohnten Abschiedsbesuche machte. All die Stellen, an denen sie über der ewigen Ruhe der Natur zeitweilig vergessen hatte, wie häßlich sich ein Menschenschicksal gestalten kann, suchte sie noch einmal auf. Bleich und hager, verfallen an Leib und Seele, so irrte sie über all die Wege, die sie schon gegangen.

Auch den Wildbach suchte sie noch einmal auf; sein Tosen hatte zuweilen ihre grausigen Gedanken übertäubt; sie war ihm viel Dank schuldig.

Langsam stieg sie an seinen Ufern aufwärts, der Atem versagte ihr oft, und der Schmerz in ihrer Brust tobte ärger.

„Was tuts?" dachte sie, „Sterben ist das Beste. Verachtet, verlassen, was bietet mir noch die Welt?"

Jetzt bleibt sie stehen. Hoch über sich sieht sie den Pfad, auf dem sie einem anderen das Sterben geraten hat. Sie lachte wieder, so laut, so wehevoll, daß ein paar Vögelchen ängstlich aufflatterten.

Dann aber stößt sie einen Schrei aus. Vor ihr streckt sich eine blasse Hand über den schmalen Weg aus. Den eigentümlich geformten Manschettenknopf, der da in der Sonne glitzert, den kennt sie gut, den hat sie vor Jahren selber aus vielen anderen ausgewählt. Sie weiß auch, wer da unter dem Hartriegelstrauche für immer entschlafen ist.

Zitternd kniet sie nieder. Ein Revolver und ein Brief liegen im noch feuchten Moos. Lange starrt sie in des Toten Antlitz. Es ist noch unentstellt, nur härter, nur fester sind dessen hübsche Formen in der Todesstarre geworden. Nun greift die Frau nach dem Briefe.

„Ich habe, was ich konnte, gut gemacht. Im Sträflingskittel aber sollst Du mich nicht sehen, darum befolge ich Deinen anderen Rat."

Das las die Frau — dann schlug sie auf den Boden hin.

Die Mittagssonne schaute in die Schlucht, vielleicht war es ihre Wärme, welche die Ohnmächtige erweckte.

Wirr schaute sie um sich; als sie den Toten gewahrte, lächelte sie, dann nahm sie den Revolver. Ja — er enthielt noch mehrere Schüsse. Die Frau beugte sich nieder und küßte die bleiche Hand, die sich ins Moos gegraben hatte. Gleich darauf flog ein Rabe auf. Ein Schuß hatte ihn erschreckt. Rings von den Bergen antwortete diesem ein immer schwächer werdendes Echo.

Das Höchste.

Skizze von Rudolf Schwarzkopf.

Frau Käthe Bruck stand am Fenster ihres reizenden kleinen Salons und beobachtete, wie in den herbstlich kahlen Anlagen auf dem Platze vor dem Hause die letzten Blätter von den Bäumen fielen.

Seit einer vollen Stunde stand sie schon da, die heiße Stirn an die kühlen Scheiben gepreßt, aber die quälenden Gedanken, die sie bedrängten wie eine wilde und unbarmherzige Meute, wollten nicht zur Ruhe kommen.

Frau Käthe Bruck war eine junge und schöne Frau, die allen Grund hatte, mit ihrem Geschick zufrieden zu sein. Sie war es auch immer gewesen und in den fünf Jahren, die sie nun an der Seite ihres Mannes lebte, hatte es keine Stunde, geschweige einen Tag gegeben, den sie sich anders gewünscht hätte. Ihre Ehe, die aus Liebe geschlossen worden war, was nichts Seltenes ist, war auch nach Ablauf der Flitterwochen eine wahre und wirkliche Liebesehe geblieben, und niemand, der Erfahrung besitzt, kann bestreiten, daß das nicht sehr häufig der Fall zu sein pflegt. Sind es doch gerade die Liebesehen, die, wenn der erste holde Rausch dahin ist, leichter und schneller in die Brüche zu gehen pflegen, als die anderen, die weniger mit dem Herzen als auf Geheiß des Kopfes geschlossen werden. Nun, Frau Käthe blieb vor diesem traurigen Los bewahrt, denn ihr Mann trug sie auf Händen und wurde nicht müde, seinen Ehrgeiz darein zu setzen, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, noch ehe er ausgesprochen war. Obzwar ihn seine ausgedehnte Praxis — er war Arzt — Tag und Nacht in Anspruch nahm, hatte er doch immer Zeit für sie, und so machte es sich wie von selbst, daß das Bewußtsein, ihm das Höchste auf der Welt zu sein, immer mehr und mehr Besitz von der kleinen Frau ergriff.

Das Höchste auf der Welt, — liebenswürdige Phrase aus dem rosafarbenen Lexikon der Liebe, wahr nur im Augenblick des Ueberschwangs, falsch und verlogen vor dem Gesetze der Vernunft, der harten Wirklichkeit des Lebens!

„Er", nämlich Dr. Werner Bruck, befand sich zurzeit, als seiner jungen, schönen Frau dieser Ausruf entschlüpfte, im Abteil eines Militärzuges, der ihn zur Grenze bringen sollte, wo er einem Etappenlazarett zugeteilt worden war. Dr. Bruck war nie Soldat gewesen, hatte sich jedoch freiwillig für den ärztlichen Sanitätsdienst gemeldet und war, nachdem er einige Wochen hatte warten müssen, angenommen worden. Eben das war es, was ihm Frau Käthe verargte.

„Wenn Du dazu verpflichtet wärest, wenn Du müßtest," hatte sie gesagt, „würde ich, so schwer es mir auch ankäme, kein Wort dagegen sagen und es still auf mich nehmen. Ich würde denken, Du bliebest bei mir, wenn Du könntest, aber Du gehst, weil Du mußt. Du mußt aber nicht! Kein Mensch und kein Gesetz kann Dich zwingen, Dich in Gefahr zu begeben und mich zu verlassen. Trotzdem tust Du es. Bin ich Dir denn gar nichts mehr?"

Da hatte er erwidert, in seiner leisen, gütigen Art, es gebe einen Zwang, der stärker sei als die toten Gesetze, und diesem Zwange folgend, könne er nicht anders handeln. Wenn das Vaterland rufe, müßten alle anderen Stimmen schweigen, und wenn er auch schweren Herzens von ihr scheide, so scheide er doch auch wieder gern und leicht im Gedanken an die Größe des Ganzen, dem er als bescheidenes Glied sich nun anschließen dürfe. „Wir wollen nicht klein sein, Käthe, in dieser großen Zeit. Leb' wohl und — hoffentlich — auf Wiedersehn!"

Das waren seine letzten Worte gewesen. Sie hörte sie noch, als fielen sie eben jetzt. Aber sie faßte sie so wenig, daß sie immer nur das eine dachte: er geht einen Weg, der nicht zu mir führt, sondern von mir weg,— es gibt ein Ding, das ihm mehr gilt als ich. Weder meine Bitten noch meine Tränen hielten ihn zurück,—ich bin ihm nichts mehr, nichts, weniger als nichts . . ."

Und Frau Käthe Bruck fühlte sich sehr verlassen und elend.

* * *

Die Tage vergingen. Dr. Bruck verband und operierte, als hätte er Zeit seines Lebens nichts anderes getan, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein seine Verwundeten in der zum Lazarett umgewandelten Schule des kleinen französischen Grenznestes, während Frau Käthe nicht aufhörte, sich um ihn zu härmen und zu sorgen. Täglich schrieb sie, kleine bange Briefe, wie sie junge Mädchen schreiben, rührende Dokumente eines Herzens, dessen Zärtlichkeit sich nicht recht ans Licht wagt. Nie vergaß sie, eine Kleinigkeit beizulegen, die ihm Freude machen konnte, Zigaretten, Schokolade, und dergleichen mehr, aber fast schien es, als ob die gute Absicht ihren Zweck verfehlte. Sein Dank klang kühl und die seltenen Postkarten, die er sandte, beschränkten sich auf tatsächliche Mitteilungen über seine Tätigkeit.

Und Frau Käthe Bruck, unglücklicher als alle Worte sagen, litt doppelt und dreifach an dem grausamen Gedanken, die Liebe ihres Mannes verloren zu haben, denn sie konnte nicht daran vergessen, daß es eine Zeit gegeben habe, da sie dieser selbe Mann sein Höchstes auf der Welt genannt hatte.

Vier Wochen waren nun schon ins Land gegangen, seit Dr. Bruck ins Feld gerückt war. Die Briefe, die ihm Frau Käthe schrieb, waren keine Jungmädchenbriefe mehr, sondern gleichfalls kurze, knappe Tatsachenberichte. Frau Käthe hatte keine Zeit. Die Fürsorge für Flüchtlinge aus den vom Kriege betroffenen Provinzen, deren sie sich angenommen hatte, nahm sie voll und ganz in Anspruch, und die wenigen freien Stunden, die ihr blieben, verwandte sie auf das Stricken von warmen Wintersachen für die im Felde stehenden Soldaten.

Da kam eines Tages statt der gewohnten Feldpostkarte ein Brief aus Frankreich. Das Aergste befürchtend, nahm ihn Frau Käthe in Empfang, aber der Umschlag trug Dr. Brucks unverkennbare Handschrift, und einer, der noch schreiben kann, ist ja wohl noch nicht verloren. Mit einem Seufzer der Erleichterung begann sie zu lesen:

Liebe Käthe!

Ich erfahre soeben, daß eine aus taktischen Gründen gebotene Rückwärtsbewegung unseres Truppenteils begonnen hat, und es ist, wie mir gesagt wird, nicht ausgeschlossen, daß unser Standort, wenn auch nur vorübergehend, wieder in französischen Besitz gelangt. Selbstverständlich werden wir Aerzte auch in diesem Falle unsere Kranken nicht verlassen. Es liegen nicht nur Deutsche, sondern auch sehr viele Franzosen bei uns, und wir hoffen, daß dieser Umstand den Feind, der, wie Du aus den Zeitungen wissen dürftest, nicht eben großen Respekt vor dem Roten Kreuz an den Tag legt, veranlassen wird, uns würdig zu behandeln. Diese Hoffnung kann sich erfüllen, sie kann aber auch — man hat Beispiele trauriger Art genug — trügen. Ohne Dich überflüssigerweise ängstigen zu wollen, schreibe ich Dir das mit aller Offenheit. Ich hoffe das Beste und bitte Dich, es auch zu tun, gleichzeitig wollen wir beide auf das ärgste gefaßt sein.

Ich weiß, Du besitzest Kraft und Verständnis genug, um Dich in dieses Neue zu finden, so furchtbar es auch ist. Den knappen Berichten, die jetzt anstelle Deiner in ruhigen Tagen so hübschen Plauder-, Kose- und Schmollbriefe getreten sind, habe ich mit wachsender Freude entnommen, daß Du Dich auf Deine Pflicht besonnen hast. Warst Du früher nur meine liebe Frau, so bist Du jetzt auch mein Kamerad, denn zu Deinem Teil und auf dem besonderen Feld Deiner weiblichen Eigenschaften trägst auch Du jetzt zum Gelingen des großen Ganzen bei. Das aber läßt mich hoffen, daß Du mich jetzt besser verstehen wirst als bei unserem Abschied.

Meine liebe Käthe! Als wir noch nicht Mann und Frau waren, liebtest Du es, mich zu fragen, was Du mir bist. Dann nannte ich Dich mit hundert törichten Namen, aber Du warst nicht zufrieden, bis ich feierlich gestand: das Höchste auf der Welt! — Dieses Geständnis von einst, halb im Ernst, halb im Scherz gemacht, will ich jetzt, im Bewußtsein, daß dieser Brief vielleicht mein letzter ist, ohne jeden Vorbehalt wiederholen. Ich weiß, Du hast daran gezweifelt, daß ich Dir noch so gegenüberstehe wie einst, und ich weiß auch, daß Du darunter gelitten hast. Du wußtest nicht, daß eine Frau nur dann einem Manne wirklich das Höchste auf der Welt bedeutet, wenn er um ihretwillen das Höchste an Leistung und Pflichterfüllung aus sich hervorholt. Wäre ich bei Dir geblieben, so wäre ich mir niedrig und verächtlich erschienen, damit aber hätte ich auch Dich erniedrigt, denn dann hättest Du Deine Liebe einem Schwächling geschenkt, der feig zu Hause hockte, statt ein Mann zu ein und seine Mannespflicht zu tun.

Und nun bitte ich Dich noch, den Kopf oben zu behalten, was auch immer kommen und geschehen möge. Will's Gott, so sehen wir uns gesund und wohlbehalten wieder. Leb' wohl und denk daran, was Du mir immer warst und bist. Du wirst es bleiben, so lange ich atme. Nochmals: leb' wohl!

Werner."

Frau Käthe las und las. Einmal, zweimal und wieder. Eine brennende Scham über ihre kleinliche, törichte Zweifelssucht stieg in ihr auf, zugleich mit einem großen Glücksgefühl und einer jähen Angst. Jetzt, jetzt, in dieser Stunde konnte Werner in Gefahr, wenn nicht verwundet, oder gar tot sein! Aber dann strich sie sich über die Stirn und nahm ihr Tagewerk auf, wo sie es, als der Brief gekommen war, unterbrochen hatte. Das kleine, dumme Mädchen, das ihre Seele beherbergt hatte, schloß für immer die Augen. Frau Käthe Bruck war endgültig Frau geworden, reif für das Größte des Weibes: in Hoffnung zu harren, in Fassung zu tragen.

Schnitzel.

Siehe weiter als du gehst.

Suche deine Stütze zu entlasten.

Wirb um Beifall, nicht um Lob.

Lecken macht den Magen nicht voll.

Jedes Reisen soll ein Entdecken sein.

Mache dein Glück nicht zum Unglück.

Knicke der Blüte wegen nicht den Zweig.

Vergiß auf dem Wege nicht deine Absicht.

Miß von Zeit zu Zeit auch deinen Maßstab.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

Fortwährendes Hacken bricht einen Stein.

Halte Ordnung auch in deiner Rumpelkammer.

Dringende Bitten sollen keine drängenden sein.

Wir vergeben uns nichts, wenn wir gerne vergeben.

Schlage den Stein nicht zu sehr, der Funken geben soll.

Die Treue ist ein großes Gut, aber eine unsichere Hypothek.

Suche eigene nicht durch fremde Fehler zu entschuldigen.

Suche deinen Zweifel zu klären, ohne ihn zu offenbaren.

Die halben Wahrheiten sind die schlimmsten aller Lügen.

Suche dir viel Freundschaft, aber nicht bei vielen Freunden.

Ehrgeiziges Streben raubt die Freiheit des Handelns.

Auf der Russischen Bühne darf kein Zar dargestellt werden.

Bevor du mit einem andern eins wirst, werde es mit dir selbst.

Schäume nur, doch nicht so, daß du dir den Inhalt verschäumst.

Der Fisch ist immer im Wasser, aber selten an einem Fangplatz.

Das Blatt der Seychellen-Palme wird mit Stiel zwölf Meter lang.

Meist zum besten hält die Welt,
Was man für sein bestes hält.

Wenn zwei Feinde sich verbinden, hat meist ein dritter Ursache zu zittern.

Mache dich durch dein Verhalten zum Auffälligen nicht selbst auffällig.

Menschen mit wahrhaften Idealen pflegen keine „Idealisten" zu sein.

Die sogenannte „Hand des Schicksals" trägt meistens einen—Damenhandschuh.

Wer alles tief nehmen will, wird im Meer des Lebens bald auf Sand oder Klippen sitzen.

Die größten der antarktischen Eisberge werden auf vierzig Millionen Kubikmeter Masse geschätzt.

Ein Katalog sämtlicher erschienenen Kochbücher gibt einen Band von 900 zweigespaltenen Textseiten.

Ein deutscher Flieger, ein Herr von Decken, schickte „Grüße" an die Pariser. Die wollen aber nicht unter einer „Decken" stecken.

Das Adriatische Meer um Lissa wurde erst nach der bekannten Seeschlacht häufig von Haifischen heimgesucht.

Eine deutsche Frauenhochschule hat, was ganz vergessen ist, schon Ende der vierziger Jahre kurze Zeit in Hamburg bestanden.

Mit dem Wandergefährten verbinde dich nicht nur der gleiche Schritt des Marsches. Der Gleichklang der Seelen ist es, der allein auf die höchsten Gipfel führt.

Wenn ein Mann auf einen andern wütend ist, so sagt er ihm alles ins Gesicht, was er von ihm denkt: ist aber eine Frau auf eine andere wütend, so sagt sie ihr, was die andern von ihr denken.

Vieles spricht für die Witwen. Wer eine Witwe heiratet, weiß vielleicht, was er bekommt. Wer ein Mädchen heiratet, weiß mit Sicherheit nur, daß er das nicht bekommt, was er zu bekommen glaubt.

Der beste Beweis. — Sie: „Hier in der Zeitung steht, daß in einem Glas Wasser einehalbe Million Bazillen enthalten sind."— Er: „Ja, da siehst Du, daß heutzutage alles überfüllt ist."

In der Auskunftei.—Freier: „Was können Sie mir über die Vermögensverhältnisse meines zukünftigen Schwiegervaters angeben?— „Sie stehen einer Liebesheirath durchaus nicht im Weg!"

Praktische Auffassung.—Referendar (stark verschuldet): „Frl. Johanna, in meinem Herzen ist nur Raum für Sie!" Fräulein: „Und wieviel würde wohl Papa Miethe zahlen müssen?"

Rücksichtsvoll. — Hauptmann: „Warum habt Ihr denn nicht geschossen, als der Feind nahte?" Soldat: „Wir wollten den Herrn Hauptmann nicht im Schlaf stören."

Die Hauptsache. — „Ja, Ihr letztes Drama muß ich sehr stark zusammenstreichen!" — „Bitte, streichen Sie mir nur den Vorschuß nicht!"